



Daniela
Raimondi

ROMAN

An den Ufern von Stellata

ullstein 

~ 1909 ~

Familie Casadio lebte weiter in dem Haus an der Fossa, genau an dem Punkt, wo die Provinz Ferrara an Mantua grenzte. Mittlerweile wurden die Böden aus verblichener Terrakotta, die zuerst von Violca, dann von Domenica und schließlich von Angelica geputzt worden waren, mit großer Sorgfalt von Armida geschrubbt, der Frau des letzten verbliebenen Sohnes von Achille. Sie lag auf den Knien und schrubhte und wienerte, mit dem Lappen und rotem Holzöl, eine Frau mit kräftigen Armen und breiten Männerhänden. Man sah sie immer emsig mit irgendeiner Hausarbeit beschäftigt, denn für Armida bestand Liebe nicht etwa aus Küssen oder Zärtlichkeiten, sondern aus konkretem Handeln: dafür zu sorgen, dass die Kinder mit sauberen Ohren und gebügelten Schürzen in die Schule gingen; Aprikosenmarmelade einzukochen; die Wollpullover aus den Schubladen zu holen, wenn es Herbst wurde, und sie zusammen mit Kampf zurückzulegen, sobald die erste Hitze kam. Für Armida waren es diese Dinge, die im Herzen blieben. Davon war sie ebenso überzeugt wie von der Tatsache, dass sie sich glücklich schätzen konnte, von Beppe Casadio zur Frau genommen worden zu sein: ja, ein etwas mürrischer Brummbär, doch ein ehrlicher Zeitgenosse, der noch dazu jede Menge Vieh und einige Morgen Land sein Eigen nannte. Im Stall standen zwei Kühe und ein Pferd; im Schweinestall ein Eber und drei Säue. Im Dorf galt die Familie Casadio als wohlhabend, auch wenn sie viele Kinder hatte und das Geld, das hereinkam, hauptsächlich dafür ausgegeben wurde, dass die Sprösslinge anständig gekleidet und mit Schuhen an den Füßen herumliefen. Immerhin hatten sie ihr täglich Brot, und das, was darauf gehörte, hatten sie auch.

Es waren harte Zeiten, und viele der Familien von Stellata litten Hunger. Jedes Jahr rund um Sankt Martin, wenn die letzten Feldarbeiten beendet waren, bereiteten sich diejenigen, die kein eigenes Stück Land besaßen, darauf vor, die Zelte abzurechen. Sie luden ihre Habseligkeiten auf einen Karren und begannen, auf der Suche nach Arbeit für die nächste Saison von Gut zu Gut zu ziehen. In langer Reihe zockelten sie durch den Nebel, mit müden Knochen und einem Hunger im Bauch, der niemals gestillt wurde und die Kinder rachitisch machte, während den Frauen die Zähne ausfielen, noch bevor sie ihr vierzigstes Lebensjahr erreicht hatten.

In jenen Jahren wandern Hunderte von Menschen aus. Sie folgen Verwandten oder Nachbarn aus dem Dorf, die schon vor ihnen nach Übersee gegangen sind, um ihr Glück zu suchen. Jetzt schreiben sie, dort drüben in Amerika gebe es Arbeit im Überfluss. Man brauche nur starke Arme und den Willen anzupacken, dann würde der Rubel schon rollen: *moni*, viel *moni*, und Städte mit Straßen, so breit wie Flüsse, und Häusern, so hoch wie Türme, und Funken sprühenden Straßenbahnen, blitzschnellen Zügen und Alleen voller Automobile! Des Nachts werde die Stadt von so vielen Lichtern erleuchtet, dass man glauben möchte, es sei Weihnachten, schreiben sie.

Monat für Monat träumen mehr Leute davon zu gehen. Sie verkaufen die Kuh oder den Esel und brechen auf, mit geflickten Hosen und viel zu wenig Eisen im Blut. Von dem kleinen Bahnhof in Stellata nehmen sie den Zug nach Poggio Rusco, von dort aus dann den nach Mailand. Sie haben Angst davor, unterwegs verloren zu gehen, oder vor Dieben, die ihnen die wenigen Lire stehlen könnten, die sie sich in den Saum ihrer Unterwäsche genäht haben. Und was, wenn sie nicht den richtigen Zug erwischen? Und wenn sie nicht die Namen und Fahrzeiten verstehen, die ihnen der Priester aufgeschrieben hat? Von Mailand aus geht es weiter nach Genua, wo man an der Regia Marina an Bord eines Dampfschiffes gehen wird, um sein Glück in den Weiten Amerikas zu versuchen. In ihrem Koffer haben sie die Fotos ihrer Eltern dabei, die schon alt sind und lieber verhungern, als wegzugehen, denn immerhin kennen sie dieses Elend, das ihnen weniger Angst macht als jenes große, weite Land inmitten des Ozeans, das sie allein beim Gedanken daran erschauern lässt. Wer bleibt, führt weiter den Kampf gegen das Ungeziefer und gegen die Krankheiten, die das Getreide befallen, er hat Angst vor einem großen Hagel im Sommer oder den Überflutungen durch den Fluss im November – allesamt Unglücke, die damals mit einem Schlag die gesamte Ernte vernichten konnten.

...

Im Jahre 1909 starb niemand in Stellata. Dafür hatte der Priester mit einer spektakulären Anzahl von Taufen und vor allem Segnungen alle Hände voll zu tun, denn in jenem Jahr passierten so viele Seltsamkeiten wie noch nie zuvor. Im Verlauf weniger Monate kamen fünf Paar Zwillinge zur Welt; am Ostersonntag brach der Kirchturm in sich zusammen; und in der Nacht zu San Lorenzo gebar die Stute der Mariettis ein Fohlen mit zwei Köpfen.

Es waren allerlei Spekulationen im Umlauf. »Sie haben zu viele gute Schlangen getötet. Deshalb dreht sich die Erde andersherum«, wisperten viele.

»Was für Schlangen denn?«, fragte Armida, die aus Mantua stammte und nichts von jenem Aberglauben wusste.

Tatsächlich waren in jenem Jahr ganze sieben Schlangen mit weißem Bauch tot im Dorf aufgefunden worden. Irgendein Bauer kannte jene Legende nicht, oder er machte sich nichts daraus und hatte sie getötet, indem er ihnen den Kopf abschnitt. Beunruhigt durch die Anhäufung solcher Sonderbarkeiten vergaßen die Leute in diesem Jahr nie, jeden Abend eine Schüssel mit Milch auf die Schwelle ihres Hauses zu stellen.

Es war in jenem Jahr, das vor Geburten und Monstrositäten nur so strotzte, dass das sechste Kind von Beppe Casadio auf die Welt kam. Das Mädchen wurde im August geboren, mit den Füßen voraus, und als man sie ans Fenster trug, war das Erste, was sie sah, eine Welt, die auf dem Kopf stand: eine winterweiße Landschaft mitten im glühend heißen Sommer der Poebene.

...

Als ihre Fruchtblase platzte, war Armida auf dem Feld und erntete Rüben. Sie rief nach Nellusco und Pasquino, ihren Söhnen, die irgendwo inmitten der Schollen spielten, und machte das Füßchen von Amelia, ihrer jüngsten Tochter, von der Ulme los, an die sie sie gebunden hatte, damit sie nicht weglief. Sie hob sie auf ihre Hüfte und machte sich schwankend auf den Weg zum Haus.

An dem Tag war es so heiß, dass die Schmetterlinge sich die Flügel verbrannten. Die Luft dampfte über den Feldern, glühende Hitze brannte in den Lungen. Plötzlich zog ein riesiger Schatten am Himmel auf, legte sich wie ein schwarzes Tuch über die Erde. Ein Wind kam auf. Armida sah, wie sich in dieser nächtlichen Finsternis die Bäume bogen und wie die Hemden, die sie zum Trocknen auf die Leine gehängt hatte, gleich Gespenstern über den Köpfen der Menschen davonflatterten. Die Enten und Gluckhennen flüchteten unter großem Schnattern und Gackern, während aus den gemähten Feldern Windhosen aus goldener Spreu aufstiegen.

Armida erreichte das Haus, keuchend unter der Last des Kindes in ihrem Bauch und der des kleinen Mädchens auf ihrer Hüfte. Die Wehen waren stärker geworden.

Der erste Mensch, auf den sie traf, war ihre Schwägerin Edvige.

»Setz Wasser zum Kochen auf, das Kind hat beschlossen, zur Welt zu kommen«, befahl sie ihr schweißüberströmt. Ihre Lippen hatten die Farbe von Asche. Als sie nach unten schaute, sah sie, dass ihr ein Rinnsal aus Blut über das Bein lief und auf den Boden tropfte. »Erasmus, geh und ruf die Hebamme«, schrie sie ihren Erstgeborenen an. »Sag ihr, sie soll auf der Stelle kommen, schnell!« Dann, an ihren anderen Sohn gerichtet: »Nellusco, hol deinen Vater. Er muss zum Schmied gegangen sein.«

Die beiden Jungen liefen davon, erschrocken über die besorgte Stimme der Mutter und den Anblick des Blutes.

»Besser, du legst dich ins Bett. Wenn du willst, schaue ich mir an, wie weit du schon bist«, sagte Edvige zu ihr, die sich von ihrer Mutter, der Geburtshelferin, einiges abgeschaut hatte.

»Schon gut, ich warte auf die Hebamme. Halt du lieber die Kinder im Zaum«, bat sie Armida. Mit ihrer Schwägerin war sie nie besonders gut zurechtgekommen. Wenn diese, ganz in Schwarz gewandet und mit der finsternen Miene der schmerzreichen Muttergottes in die Küche kam, schien es Armida, als wehte auf einmal ein eisiger Hauch durchs Haus, obwohl es mitten im Sommer war.

•••

In genau jenem Moment, ohne zu ahnen, was sich bei ihm zu Hause abspielte, war Beppe Casadio auf dem Damm unterwegs. In eine Staubwolke gehüllt, hielt er sich die Nase zu, während ein Automobil an ihm vorbeifuhr. Unter lautem Knattern entfernte sich der Fiat Tipo 1 Fiacre mit dem feinen Herrn des Dorfes, Samuele Modena, und seiner Familie an Bord. Die Modenas waren Juden, es hieß, sie seien die betuchtesten Bewohner Stellatas und dass sie ihren Reichtum angehäuft hätten, indem sie armen Leuten zu Wucherzinsen Geld liehen, auch wenn nichts davon der Wahrheit entsprach. In Wirklichkeit arbeitete die Familie hart für ihren Wohlstand, indem sie Wolle und kostbare Stoffe importierte. Auf ein elegantes Äußeres legten die Modenas großen Wert: Er trug Anzüge nach englischer Façon, sie Handschuhe und Hütchen mit Schleier, die kleinen Buben waren wie Matrosen ausgestattet, und die Mädchen trugen Spitzenkleidchen und eine Samtschleife in den Locken.

»Diese verfluchten Autos! Zu nichts gut, außer Öl und stinkenden Rauch zu spucken!«, schimpfte Beppe und fuhr sich mit der Hand durch das Haar, so dicht und kraus, dass es kaum zu bändigen war. Dabei gab es viele, die schworen, diese knatternden, fahrenden Untersätze würden schon bald Pferde und Kutschen ersetzen, allen voran sein verrückter Vater Achille, der sich schon immer für neue Entdeckungen begeistert hatte und ein glühender Verfechter des technischen Fortschritts war. *Balle!* Blödsinn! Für Beppe Casadio waren diese lächerlichen, stinkenden Dinger keinen Pfifferling wert. Unnötiger Kram für Reiche ohne Zukunft.

In derlei Gedanken versunken war er, als er es rufen hörte: »Papa! Kommt schnell, der Mama geht es schlecht!«

»Das neue Kind?«, fragte Beppe beunruhigt, die tintenschwarzen Landfahreraugen auf seinen Sohn gerichtet.

»Ich weiß nicht, aber sie blutet und blutet«, antwortete Nellusco mit Entsetzen im Blick.

Die beiden machten sich schnurstracks auf den Heimweg. Der Wind blies stark, und die ersten dicken Regentropfen hatten zu fallen begonnen.

•••

Indessen hatte sich Armida, so gut es eben zwischen zwei Wehen ging, gewaschen und sich selbst ins Bett und ihr Schicksal in die Hände der Muttergottes gelegt. Draußen brachte der Wind die Fensterscheiben zum Klirren, und das Gatter zerrte mit lautem Klappern an den Nerven der Gebärenden.

Schon bald wurde der Schmerz unerträglich. Armidas Schreie mischten sich unter das laute Brausen des Windes, das Mäuse, Spinnen und Hennen in die Flucht schlug. Hinter der Glasscheibe der Anrichte zitterten und klirrten die Wermutgläser, als wären sie vom Teufel besessen.

In der Küche hatte Edvige einen großen Topf Wasser aufgesetzt und frische Handtücher sowie Windeln für das Kind bereitgelegt. Bei jedem Schrei ihrer Schwägerin spürte Edvige, wie es bitter in ihr aufstieg, als hätte sie Galle statt Blut in den Adern. Wie gern hätte sie diese Schmerzen gehabt. Ohne Klage hätte sie sie ertragen. Stattdessen war sie zur alten Vettel geworden und musste wieder einmal einer anderen Frau bei der Geburt beistehen.

Adele, Armidas älteste Tochter, versuchte indessen, ihre Geschwister zu beruhigen, konnte aber nicht aufhören zu weinen, während die Kleinen sich voller Angst balgten und zankten. Die einzig ruhige Person schien Amelia zu sein, die unter dem Küchentisch hockte und die Reste des Abendessens vertilgte, die man am Abend zuvor für die Katzen dorthin geworfen hatte.

Dann war Beppe zurück, pudelnass von Kopf bis Fuß. Er lief zu seiner Frau. »Habt ihr schon die Hebamme gerufen?«, fragte er besorgt.

»Ja, das hat Erasmo erledigt. Bring du die Kinder in den Stall, damit sie sich nicht ängstigen«, entgegnete Armida. Wie gern hätte sie ihre Schwiegermutter an ihrer Seite gehabt und mit ihrer Hilfe, wie so oft zuvor, auch dieses Kind zur Welt gebracht, doch Angelica war im Jahr zuvor an einer Nierenentzündung gestorben. Niemals hatte Armida sie so sehr vermisst wie jetzt.

Beppe kehrte in die Küche zurück und trug Adele auf, mit den kleineren Kindern in den Stall zu gehen. Dann nahm er am Tisch Platz, schenkte sich mit zitternder Hand ein Glas Wein ein und goss auch eines für seine Schwester ein. »Ich kann mich nicht erinnern, dass sie jemals so gelitten hätte«, sagte er traurig.

»Diese Schmerzen bringen nur Glück«, antwortete ihm Edvige mit tonloser Stimme.

Doch Beppe konnte das nicht beruhigen. Nervös zwirbelte er seinen Schnurrbart.

Im Stall hatten die Kinder wieder zu schnattern begonnen. »Hier ist alles für Angelina bereit. Ich gehe wohl besser zu Adele und helfe ihr«, sagte Edvige und ging in Richtung Stall.

Armida musste sich übergeben und legte sich dann, weißer als das Leintuch, zurück, um auf die Hebamme zu warten. Doch Erasmo kam nicht zurück, und auch von der Hebamme war weit und breit nichts zu sehen. Dann schließlich ging die Tür auf, und der Junge lief zur Mutter. »Sie wollte noch nicht mitkommen, hat aber gesagt, bis zum Abend ist sie da.«

»Wie, sie wollte nicht kommen?«, fragte Armida schrill.

Ausgerechnet heute musste sich Angelina mit zwei schwierigen Geburten herumschlagen, die das Schicksal unglücklicherweise auf diesen einen Tag gelegt hatte, an dem auch noch der Mond wechselte.

»Wann haben denn die Wehen eingesetzt?«, hatte die Hebamme den Jungen gefragt.

»Ein paar Stunden werden es sein, aber ich habe noch nie erlebt, dass es ihr so schlecht ging.«

»Sag deiner Mutter, ich habe eine Zwillingsgeburt und eine andere Frau, bei der das Kind falsch liegt. Sie soll ganz ruhig bleiben, es ist noch Zeit.«

Doch es war keine Zeit mehr. Armida hatte fünf Kinder geboren und verstand etwas von diesen Dingen. Sie schlug die Hände vors Gesicht. »Oh mein Gott, ich werde sterben«, schrie sie, während eine noch heftigere Wehe sie durchbohrte wie ein Pfeil.

Beppe griff nach Umhang und Hut. »Versuch ruhig zu bleiben, ich rufe den Arzt.«

Er lief hinaus, spannte das Pferd vor den Rollwagen und verschwand im Sturm.

Armida betete zu Gott, er möge sie nicht zu sich holen. Nicht ihretwegen, schwor sie, sondern wegen der Kinder, die noch so klein seien. Adele war schon vierzehn und Erasmo fünfzehn, doch die anderen gingen noch zur Schule, und Amelia konnte noch nicht einmal laufen.

Armidas Leid hatte noch lange kein Ende, ihre Schreie hallten durchs Haus, und draußen tobte das Gewitter. Dann endlich, unter dem lauten Getöse des Donners und den gleißend hellen Blitzen, hörte man zuerst ein Pferd galoppieren, dann ein langes, lautes Wiehern und erregte Schritte, die sich näherten.

Die Tür ging auf, und Beppe kam zusammen mit Dottor Negrini herein.

Armida riss die Augen auf. »Bist du denn von allen guten Geistern verlassen? Was soll der denn hier?«

»Die Hebamme ist nicht da, Dottor Sarti liegt mit Fieber zu Bett. Wir müssen dem Himmel dankbar sein, dass Dottor Negrini sich bereit erklärt hat ...«

»Wo ist die Hebamme?«, wiederholte Armida mit weit aufgerissenen Augen. Ihr Gesicht war verzerrt.

»Hör mal, du musst vernünftig sein«, beharrte Beppe.

»Nein und nochmals nein! Ich bin doch keine Kuh oder Stute! Ich will einen Arzt und keinen Viehdoktor!«

»Gottes Geschöpfe kommen alle auf die gleiche Weise zur Welt«, beeilte sich Negrini zu sagen.

Eine neue Wehe hinderte Armida daran zu antworten. Sie spürte, wie etwas aus ihr herausglitt; als sie die Hand ausstreckte, fand sich etwas Glattes, Glitschiges zwischen ihren Fingern, das alles sein konnte, nur kein Köpfchen. »Oh heilige Muttergottes! ... Es kommt mit den Füßen voran.«

Dottor Negrini zog sich nicht einmal die Jacke aus. Er stürzte zu der Frau und schrie, alle sollten hinausgehen. Die Tür schloss sich mit einem dumpfen Knall.

Immer noch pitschnass vom Regen, kehrte Beppe in die Küche zurück. Draußen blies der Wind immer stärker, und am Himmel war es so dunkel, dass sie eine Lampe anzünden mussten.

Dann hörte der Wind urplötzlich auf, und eine unwirkliche Stille senkte sich über das Haus. In diesem Moment begann es zu hageln, Eiskörner so groß wie Walnüsse prasselten vom Himmel und bedeckten innerhalb weniger Minuten die Felder, die Straßen, die Höfe, den Damm des Flusses und die Karren in der Tenne.

Ein Wimmern erhob sich. Beppe sprang auf und lief zu seiner Frau: Armidas Lippen waren bleich und ihr Haar schweißnass, aber sie lächelte. Dottor Negrini reichte Beppe ein Handtuch, in das ein winziges, rotes, runzliges Wesen gehüllt war. Es schrie wie am Spieß. »Noch ein Mädchen, munter wie ein Fröschlein.«